

**Katinka  
Buddenkotte  
Betreutes  
Trinken**

KNAUS & 



**Katinka  
Buddenkotte  
Betreutes  
Trinken**  
Roman

KNAUS & KO



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*  
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

1. Auflage  
Copyright © 2012 beim Albrecht Knaus Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Satz: Uhl + Massopust, Aalen  
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-8135-0509-2

Die Veröffentlichung dieses Werks  
erfolgt auf Vermittlung der literarischen Agentur  
für Autoren und Verlage Peter Molden, Köln.

[www.knaus-verlag.de](http://www.knaus-verlag.de)

*»Now I know people change  
And sometimes that's good  
But some people don't  
When maybe they should.«*

*The Supersuckers, Pretty fucked up*



## I

**F**rau-Kinder-Mann?«, fragt eine Roboterstimme aus dem Hörer, aber das darauffolgende Kichern klingt sehr menschlich. Es wirkt sogar ganz aufmunternd, und ich begreife langsam, dass ich wieder einer unterbezahlten Minijobberin den Tag gerettet habe. Sie hat den Witz meines Lebens verstanden.

»Ja, hier ist Doris Kindermann, was gibt es denn?«, blaffe ich zurück, und das junge Ding am anderen Ende der Leitung erschrickt nur kurz, bevor sie mir mit abgehackter Stimme verkündet: »Frau Kindermann, herzlichen Glückwunsch, die Two-be-Two-Media AG hat Ihre Nummer aus zehntausend Hauptgewinnen ... nä, warten Sie mal, Entschuldigung, ich bin in der Zeile verrutscht, also: Sie wollen doch ein Auto gewinnen, oder, Frau-Kinder-Mann?«

»Nein«, antworte ich, denn obwohl ich mich keineswegs als wunschlos glücklich bezeichnen möchte, will ich weder Autos, Frauen, Kinder oder Männer gewinnen. Nicht um halb acht am Samstagmorgen. Ich würde viel lieber etwas verlieren, meine Beherrschung zum Beispiel. Aber das Mädchen am anderen Ende der Leitung, das wahrscheinlich in einem sehr tristen Großraumbüro in Neubrandenburg sitzt und am gestrigen Abend ausnahmsweise auf die Einnahme eines halben Dutzend Wodkamischgetränke verzichtet hat, nur um pünktlich und nüchtern bei ihrer Frühschicht zu erscheinen, gibt mir keine Chance dazu:

»Warum denn nicht?«, fragt das Mädchen kläglich, und in

echter, tiefer Enttäuschung hakt es nach: »Warum wollen Sie denn bloß kein Auto gewinnen?«

Ich seufze. Man kann mich leicht einwickeln, wenn ich noch fast schlafe:

»Ich brauche kein Auto, da, wo ich wohne«, behaupte ich und hoffe, sehr weise geklungen zu haben. Aber das Gegenteil scheint der Fall zu sein:

»Echt nicht? Glaub ich nicht. Krass. Wo wohnen Sie denn? Hier geht ohne Auto gar nichts, das kannst mir aber glauben, ich meine, Sie können das mal glauben, hier gibt es echt gar nichts. Ich will ein Auto, und dann weg hier.«

Die Telefonkraft der Two-be-Two-Media AG schneift hörbar, und ich sehe mich reflexartig nach einem Papiertaschentuch um. Da auch mir nach ein paar Sekunden einfällt, dass die Technik noch nicht soweit ist, dass ich ein Tempo in die ehemalige Ostzone rüberfaxen könnte, schaue ich alternativ nach meinen Kippen, finde sie unter dem Nachttischchen und zünde mir eine an.

Untermalt wird diese Aktion vom Jammern des Mädchens, das ich zwischenzeitlich »Loreen« getauft habe. Erstens passt der Name zu ihrer Stimme, zweitens duzt sie mich nun so konsequent weiter, dass ich mir auch keinen Nachnamen für sie ausdenken muss.

Loreen berichtet: »Ey, weißte, hier ist alles echt doof, ne, und ich will hier weg. Letztes Jahr wollte ich auch schon weg, da habe ich mich bei *DSDS* bewerben wollen, aber da kam ich gar nicht hin mit dem blöden Bus, der fuhr nur bis Angermünde, und da hat es voll geregnet, mein Make-up war fratze, und so wollte ich da schon mal gar nicht hin, weil, du musst da schon auch geil aussehen, wegen Gesamtpaket und so, klar.«

Ich ziehe an meiner Kippe und bestätige: »Hmmm, ist klar.«

Klar, Loreen hat verstanden, wie es in der Welt läuft, und



obwohl ich sie noch nicht so gut kenne, spüre ich, dass ihre Talente bei der Two-be-Two-Media AG verkümmern werden.

Aber es ist auch ganz klar, dass mir schon vor dem ersten Kaffee jemand, der mir eigentlich nur meine Kontodaten aus den Rippen leiern sollte, seine Lebensgeschichte erzählt. Unaufgefordert, am Telefon. Soweit ist es also gekommen. Ich sehe nicht nur aus wie eine typische Sozialarbeiterin, ich klinge schon so. Mag daran liegen, dass ich eine bin, aber gerade im Moment denke ich wieder daran, umzusatteln.

Vielleicht können die jemanden wie mich beim FBI gebrauchen. Doris Kindermann, sanfte und ganzheitliche Verhörmethoden, garantiert ohne Tierversuche, jetzt auch telefonisch. Loreen holt mich aus meinen Tagträumen zurück: »Falls das mit dem Superstar nicht klappt – meinst du, ich habe das Zeug zum Model?«, fragt sie, ganz ernsthaft, und ich schließe die Augen. Dieser zugegebenermaßen nicht völlig vorurteilsfreie Visualisierungsversuch meiner Gesprächspartnerin will mich ganz eindeutig »Nein, auf keinen Fall!« in den Hörer rufen lassen, aber obwohl ich noch gar nicht im Dienst bin, kann ich nicht aus meiner Haut. Also sage ich, in therapeutischster Stimmlage: »Loreen, ich bin sicher, du kannst alles schaffen, was du dir vornimmst.«

»Wer ist Loreen?«, fragt Loreen irritiert, dann scheint sie ein Geistesblitz zu durchzucken, und sie schwenkt unerwartet wieder ins Semiprofessionelle über:

»Jedenfalls, es geht ja um Ihre Daten, ich meine, um Ihren Gewinn, Ihr Auto, Ihre Chance! Wo darf ich denn das Sonderlos hinschicken, Frau Kindermann?«

Ich lege auf.

Und fühle mich sofort schlecht. Wieder einmal völlig verantwortungslos gehandelt, ein Vertrauensverhältnis schändlich missbraucht, einen jungen Menschen schwer enttäuscht. Und

zwei Kippen vor dem Frühstück geraucht. So sollte kein Tag beginnen, aus dem noch ein guter werden soll.

Vielleicht kann ich das irgendwie wieder hinbiegen. Ich tippe auf den Tasten meines Telefons herum, um Loreen zurückzurufen. Das funktioniert nicht, da die Two-be-Two-Media AG natürlich mit unterdrückter Nummer bei ihren Opfern anruft. Wie dumm von denen. Ich gehe in die Küche, stelle erfreut fest, dass ich tatsächlich noch über eine kleine Kaffeereserve verfüge und setze Wasser auf. Müde starre ich in den Topf und beschließe, eine Runde »Wär' ich Millionär« zu spielen, bis das Wasser kocht.

Wär' ich Millionär, überlege ich, würde ich als Erstes herausfinden, wo die Two-be-Two-Media AG ihr Büro hat, und dort würde ich ein Auto hinbestellen. Nichts Großes, eher einen praktischen Kleinwagen, mit dem Loreen einfach einparken kann. Aber mit einer riesigen rosafarbenen Schleife drumherum und einer Karte, wo nur draufsteht: »Für Loreen, lebe deinen Traum!«

Ja, es hat einen Grund, warum meine finanziellen Mittel begrenzt sind. Bei meinem Glück würde irgendeine Kollegin von Loreen tatsächlich Loreen heißen, und die würde sich den Twingo unter den Nagel reißen und direkt verscheuern. Der Traum der echten Loreen wäre nämlich der, sich eine großflächige Tätowierung auf den Rücken meißeln zu lassen, wahrscheinlich das Thor-Steinar-Logo.

Aber es gibt auch Beruhigendes von mir zu berichten: Ganz gleich, wie krank meine Fantasien auch sein mögen, ich hänge ihnen nur so lange nach, bis der Kaffee fertig ist. Meistens.

Mein Telefon klingelt erneut, und ich renne zurück ins Schlafzimmer.

»Loreen?«, keuche ich in den Hörer, und eine verdutzte Stimme antwortet mir:

»Äh, Loreen. Hier ist die Katja, könnte ich die Doki sprechen, also die Doris?«

»Am Apparat«, gebe ich zu, obwohl ich gerade gar keine Lust habe, mit Katja zu telefonieren. Katja ruft nämlich nur an, wenn der Weltuntergang bevorsteht, eine Veranstaltung, die in ihrer Wahrnehmung im Schnitt dreimal pro Woche stattfindet. So auch jetzt: »Boah, Doki, gut dass ich dich erreiche, ey, mein Auto ist kaputt. Totalschaden, da geht nichts mehr!«

»Oh Gott, was ist passiert? Bist du okay?«, frage ich so aufgeregt wie möglich, weil ich weiß, dass Katja es liebt, wenn ich bei ihren Dramen so lange mitspiele, bis sie genug davon hat.

»Nee, bei mir ist alles in Ordnung, der Andi saß ja nur da drin, als es passiert ist.«

Andi ist Katjas Freund. Jedenfalls leben sie seit acht Jahren zusammen, und alle fragen sich: Warum? Aufgrund der hohen Dichte an »Andis« in unserem Freundeskreis ist mittlerweile jeder dazu übergegangen, Katjas Andi nur noch als »Katjas Andi« zu bezeichnen. Sogar in seinem Beisein. Nur Katja nennt ihren Andi wahlweise »Dummbatz« oder in einem zusammenhängenden Satz auch gerne nur »der Andi«.

»Geht's deinem Andi denn gut?«, frage ich höflich nach und sehe bildlich vor mir, wie Katja an ihrer albernen Frisierkommode sitzt und ärgerlich abwinkt, als würde sie eine Fliege verscheuchen:

»Ach der, ja, der hat sich noch aufgeregt, dass die Karre nicht ansprang, weil er ja sooo dringend zu seiner wichtigen Arbeit musste ...«

Ich unterbreche: »Katja, du sagtest was von Totalschaden, was ist denn nun mit deinem Wagen?«

Katja schnalzt ungeduldig mit der Zunge: »Also, für mich ist das ein Totalschaden, wenn ein Auto nicht mehr fährt, oder? Ich meine, Autos sollten fahren, oder?«

Ich stimme zu und stelle mir vor, wie meine Freundin Katja und die falsche Loreen ausschweifende, wenn auch wenig fachkundige Gespräche über Kraftfahrzeuge miteinander führen würden. Aber aus irgendeinem Grunde wollen beide lieber mit mir telefonieren.

»Also, was tun wir?«, fragt Katja mich nun, »ich meine, wegen heute Abend?«

»Hä?«, sage ich, um Zeit zu schinden, und das bringt Katja in Höchstform.

»Hallo, Doki, heute Abend, das Konzert, im »Deee Aitsch«! Wie soll ich denn dahin kommen, mit der Bahn vielleicht?«

»Zum Beispiel«, rege ich an und verziehe das Gesicht. Ich hasse es, wenn jemand, und besonders Katja, unsere Kneipe »Deee Aitsch« nennt. Sie heißt immer noch »Dead Horst«, meinetwegen auch »Horst«, oder für mich ganz einfach: Zuhause.

»Doki, ich hasse Bahn fahren. Das dauert ewig, und die letzte Bahn fährt schon um eins zurück, da habe ich gar keine Lust drauf!«, mault Katja, und ich weiß, was von mir erwartet wird. Zähne zusammenbeißen und die Frage aller Fragen stellen:

»Willst du bei mir übernachten?«

»Hmm. Okay, wenn's sein muss«, seufzt Katja, und bevor ich mein Angebot zurückziehen kann, macht mein zukünftiger Gast ein paar unverbindliche Vorschläge: »Doki, wenn ich bei dir übernachten soll, dann möchte ich aber an der Wandseite schlafen, okay? Und kannst du mal die Bücher raussuchen, die ich dir geliehen habe, die kann ich ja dann direkt mitnehmen. Und du kannst mir auch gleich das eine Kleid leihen, oder? Ach weißt du, dass wird vielleicht sogar ganz lustig, dann komme ich vorher zu dir, und wir trinken einen Sekt. Hast du Pfirsichsirup im Haus? Und dann spiele ich dir noch vor, was wir mit der Band aufgenommen haben, und morgen

frühstücken wir schön ... Weißte was, Doki, vielleicht bestellst du jetzt schon mal das leckere Baguette vor, nicht, dass die morgen zum Frühstück wieder ausverkauft sind.«

»Ist gut«, kann ich hervorpressen, obwohl ich dabei auf mein Kopfkissen beiße. Katja ist meine beste Freundin und ich liebe sie. Ich liebe auch den Ozean, aber auch den muss ich nicht unbedingt in meiner Wohnung haben. Obwohl der wahrscheinlich wesentlich anspruchsloser und somit einfacher zu beherbergen wäre als Katja.

»Warte mal Doki, da ist nur der Andi am Handy«, dann höre ich sie brüllen: »WAS WILLST DU DENN JETZT?«

Seine Antwort kann ich nicht hören, aber sie erschließt sich durch Katjas Folgegebrüll:

»NA TOLL, DER TANK WAR NUR LEER, SUPER! ABER JETZT SCHLAF ICH EH BEI DOKI, TSCHÜSS!«

Nach dieser eindrucksvollen Unterweisung ihres Liebsten wendet sich Katja wieder mir zu: »So, da bin ich wieder. Andi, der Spacken, hatte nur vergessen zu tanken. Aber dann schlafe ich trotzdem heute bei dir, oder? Ich meine, dann können wir auch mal wieder ordentlich einen trinken, wenn ich nicht zurückfahren muss. Also, bis später, tschüss!«

Katja legt auf, bevor ich mich verabschieden kann. Ich nehme ihr das nicht übel. Wenn ich bei ihr auch noch solche kleinen Delikte ahnden würde, käme ich zu gar nichts mehr.

Als ich wieder in der Küche stehe, fällt mir auf, dass mein Kaffee kalt ist. Der Kaffee, den ich aus meinen letzten Pulverresten gekocht habe. »Kein Grund, sich aufzuregen«, mahne ich mich selbst, als ich in den Kühlschrank blicke: »Alles halb so wild, es wäre eh keine Milch mehr da gewesen.«

Bei einer vierten Zigarette gehe ich im Kopf meinen Tagesplan durch. Wahrscheinlich sollte ich als Erstes die Wohnung aufräumen, und zwar gründlich, das ganze Programm. Küche

wischen, Bad putzen. Den Fernsehbildschirm mit Glasreiniger bearbeiten, sonst schreibt Katja sofort wieder mit dem Finger »Du Ferkel« auf den Bildschirm. Das bleibt dann wieder wochenlang da stehen und macht mir schlechte Laune. Außerdem sollte ich Katjas Lieblingsbettwäsche aufziehen, die ich erst waschen und in den Trockner meiner Nachbarin bringen müsste. Vorher sollte ich aber unbedingt das Kleid, das Katja sich von mir leihen möchte, in die Wäsche werfen. Es steht ihr absolut nicht, und wenn es klitschnass ist, wird sie es kaum ausleihen wollen. Andererseits weiß Katja von meinem Trockner-Arrangement mit der Nachbarin. Sie hätte keine Skrupel, dort auch noch spät am Abend zu klingeln, um das Kleid dort zum Trocknen abzuliefern. Was wiederum bedeuten würde, dass ich in den nächsten Wochen *zweimal* die mordlustige Katze meiner Nachbarin füttern muss, worauf ich überhaupt keine Lust habe. Vielleicht wäre es also wesentlich sinnvoller, ganz viel Alkohol zu kaufen, Katja am Bahnhof abzugreifen und sie ein bisschen aufzuheitern, bevor sie überhaupt meine Wohnung betritt.

Ab dem ersten Bier ist Katja meist gnädiger, was mein Chaos angeht. Nach dem zweiten Bier wird sie allerdings erst recht das Kleid anziehen wollen, weil sie danach sicher ist, dass es ihre Oberweite schön betont. »Betont« kann ich noch zustimmen, aber schön geht anders. Wenn Katja diesen Fummel trägt, kann ich sicher sein, dass wir den ganzen Abend kein vernünftiges Wort miteinander wechseln werden, weil dauernd irgend- ein Kerl in ihrem Ausschnitt steckt.

Ich drücke die Kippe aus und stelle fest, dass ich eine enorm vielbeschäftigte Frau bin. Kaum zu glauben, dass ich mit einem 24-Stunden-Tag auskomme. Eine nüchterne Katja von meiner Wohnung und eine angeschickerte Katja von dem Brustquetschkleid fernzuhalten sind ja nur zwei Tagesordnungs-

punkte, andere Notwendigkeiten wie Nahrungsaufnahme, Hygiene und Kosmetik sind dabei noch gar nicht berücksichtigt. Und da war noch etwas.

Richtig, Arbeit. Meine Schicht fängt um zehn Uhr an, also jede Menge Zeit, um zu duschen und zu frühstücken. Theoretisch. Rein praktisch ist heute aber Samstag und meine Arbeit fängt um neun Uhr an.

Geistesgegenwärtig schlüpfte ich in das besagte Kleid, das meine kärgliche Oberweite einfach verschluckt, und hoffe, dass Katja es nicht mehr ausborgen möchte, wenn ich den ganzen Tag darin herumgelaufen bin. Ich werfe meinen Schlüssel und mein Handy in die Handtasche, sause die Treppen hinab, stramble auf dem Fahrrad wie eine Irre bis zur nächsten Straßenecke, wo ich mich frage, ob ich die Zigarette ausgemacht habe. Falls nicht, wäre die Sache mit dem ungewollten Übernachtungsbesuch wenigstens geklärt.

Ich beschließe, nicht umzudrehen.

Zu meinen vielen guten Eigenschaften gehört unter anderem die Fähigkeit, dass ich auch in Stresssituationen immer den Überblick behalte. So steht es jedenfalls in meinen Bewerbungsunterlagen, also muss etwas dran sein.

## II

**V**öllig aus der Puste erreiche ich meine Arbeitsstelle, den Anker Jugendtreff e.V., sofort steigt leichte Panik in mir auf. Mein Baum ist zugeparkt. Ein schlechtes Omen. Ortskundige lehnen ihre Fahrräder normalerweise nicht an diese prächtige Linde auf der Verkehrsinsel, da sie dort binnen einer Stunde geklaut werden. Auch total verrostete, uralte und offensichtlich kaputte Räder werden hier blitzschnell gestohlen. Nur meines

nicht. Obwohl die Kette und die Schaltung neu sind und ich es nicht einmal mehr abschlieÙe: Keiner will mein Fahrrad. Ich auch nicht.

Benno, mein Exfreund, hat es mir geschenkt. Vor kurzem hat er angerufen und mich gefragt, ob er das Fahrrad wiederhaben könne, um es seiner neuen Flamme zu vermachen. Ich empfand diese Forderung als so dreist, dass ich behauptet habe, das Rad sei mir geklaut worden.

Nun hoffe ich seit über drei Wochen, dass meine Lüge zur Wahrheit wird, schon, weil ich kurz nach dem Telefonat eine Fahrradversicherung abgeschlossen habe. Aber dieses verdammte Rad verhöhnt mich. Tag für Tag strahlt es mir wieder ungeklaut entgegen – langsam fürchte ich, dass es sich bei diesem nicht stattfinden wollenden Fahrraddiebstahl um eine Verschwörung handelt, in die sowohl Benno, die Zweirad-Mafia als auch irdische und überirdische Hüter der Moral verstrickt sind.

Ich wuchte das Teufelsrad also in den Ständer, gleich darauf spricht eine grollende Stimme aus dem Himmel zu mir: »Doris, kommst du dann auch langsam?«

Ich richte meinen Blick nach oben. Das Haupt meiner Chefin Margret, hängt aus dem Fenster des vierten Stocks. Trotzdem kann ich die sanfte Enttäuschung in ihrem Blick von hier unten aus erkennen: »Bin sofort bei euch!«, rufe ich und stürme los, Margret kreischt. »Doris, du musst dein Rad doch abschließen! So viel Zeit ist jetzt auch noch!«

Wie gut sind die Augen meiner Chefin? Wird sie von da oben aus bemerken, wenn ich das Kettenschloss nur lose um den Hinterreifen drapiere und den Schlüssel aufreizend darin stecken lasse? »Sicher ist sicher«, denke ich, und verknote das Schloss artig zwischen Speichen und Fahrradständer. Als ich damit fertig bin, gucke ich wieder nach oben, mit einem Klein-



mädchenblick, der ausdrücken soll: »Guck mal, Mama, hab ich ganz alleine gemacht!«

Aber Margrets Kopf ist gar nicht mehr am Fenster.

Ich haste zum Eingang und meine, das Fahrrad dämonisch lachen zu hören. Wenn ich nicht ganz bald etwas zwischen die Zähne bekomme, kann das noch ein recht interessanter Arbeitstag werden. Und die sind im Anker rar gesät.

Anker – der Name ist schon zum Abgewöhnen, aber wahrscheinlich auch nicht schlechter oder besser gewählt als jeder andere Name. Aber hier übertreiben sie es gerne mit dem Wortwitz: Die Mannschaft muss trotz allgemeinem Anglizismenverzicht neuerdings Crew genannt werden, weil sie zu sechzig Prozent aus Frauen besteht; die Jugendlichen heißen Jugendliche, weil sie nicht gestrandet sind. Und das dem Laden angeschlossene Café heißt Kombokbüse. Ja, natürlich mit Doppel-M. Wegen der Kommunikation. Wenn ich den finde, der sich das ausgedacht hat, lasse ich ihn über die Planke laufen, ernsthaft.

Als ich die Kombokbüse betrete, steigt meine Laune. Hier herrscht gähnende Leere, weder die Kollegen noch zu betreuende Jugendliche sind zu sehen, also bin ich theoretisch gar nicht schon wieder zu spät. Doch nun bemerke ich ein Leuchten hinter der Bar, ein roter Kopf strahlt mir entgegen, natürlich ist *eine* doch schon da.

»Oh, hi Doki, schönes Kleid«, begrüßt mich Kira, und ihre Gesichtsfarbe wird um eine weitere Nuance gesünder. Sie starrt mich diese vier Sekunden zu lange an, mit großen Augen, als wäre sie ein Kaninchen und ich die Schlange. Eine große, alte Boa constrictor, die sich in einen rot-schwarz gemusterten Fummel geworfen hat, der durchaus als angemessene Arbeitskleidung durchginge, wenn ich in einem Western Saloon tanzen würde.

»Äh, tja, danke Kira, ich habe das nur angezogen, weil ich nach der Arbeit noch ausgehen wollte«, rechtfertige ich meinen Aufzug, während ich mich an Kira vorbei hinter die Theke quetsche. Kira ist nicht dick, nur blockig. Sie verfügt über die Gabe, immer im Weg zu stehen, überall. Dabei sieht man nie, dass sich ihr gesamter Körper durch den Raum bewegt, sie scheint nur den Kopf hin und her zu drehen und dem geschäftigen Treiben um sich herum erstaunt zu folgen. »Es steht dir aber *wirklich* gut«, kommentiert sie meine Garderobe erneut, wobei ihr Blick meinen Brustkorb durchbohrt, woraufhin ich mich gezwungen sehe, diesem zu folgen. Mein BH ist deutlich zu sehen, also schließe ich die obersten Knöpfe nachträglich und wechsele das Thema: »Tut mir leid, dass ich zu spät komme, ich hoffe, du bist mit dem Ansturm alleine fertig geworden?«

Und obwohl ich Kira enorm zuzwinkere, weiß ich, was jetzt kommt. Kira fehlt irgendein Enzym. Sie kann keine Ironie vertragen, geschweige denn verstehen. Wahrscheinlich dachte sie tatsächlich bis vor einer Minute, dass mein Kleid so getragen werden müsste, dass die Unterwäsche zu sehen ist. Und fand es toll, weil sie alles toll findet, was ich trage, tue oder sage. Ich werde von einer Statue verehrt, die hier sonderbarerweise als Praktikantin angestellt ist.

»Oh, es ging schon irgendwie«, berichtet Kira jetzt, »aber wir haben keine Holunderbrause mehr. Auch nicht im Lager. Das war ziemlich unangenehm, weil der Ludi eine haben wollte und fast wieder gegangen wäre, als es keine gab, dabei hatte ich schon einen Strich gemacht, und das wäre blöd gewesen, wegen der Statistik, oder, Doki?«

Ich nicke langsam. Kiras größte Sorge gilt unserer Statistik, und mit dieser Einstellung steht sie nicht alleine da. Denn für jeden Jugendlichen, der unsere Einrichtung betritt, muss der

zuständige Sozialarbeiter einen Strich in der Anwesenheitsliste verzeichnen. Und was sich zunächst läppisch anhört, erfordert ein Höchstmaß an Konzentration, Geschäftssinn und Weit-sicht. Es will genau überlegt sein, wo auf unserem Formblatt dieser Strich verzeichnet wird, denn die Rubriken sind vielfäl-tig: männlich, weiblich, unter fünfzehn Jahre, über fünfzehn, fünfzehn, Scheidungskind, Migrationshintergrund, Justin-Bie-ber-Frisur oder sonstige psychische Auffälligkeiten. Am Ende des Tages soll die Statistikliste möglichst bunt aussehen, damit wir uns alle gegenseitig auf die Schulter klopfen können, denn angeblich leisten wir ja Integrationsarbeit hier.

Außerdem kann es immer sein, dass die Stadt Einblick in unsere Statistik haben möchte, damit auch die Politiker sich auf die Schulter klopfen und uns Gelder bewilligen können.

»Der Ludi ist ja enorm wichtig, für die ...«, ich falle Kira ins Wort:

»Statistik, schon klar. Wo steckt er denn jetzt?«

Kiras Kopf gleicht jetzt einem prallen Luftballon, aber er platzt nicht, sondern lässt etwas Luft entweichen, durch die winzige Mundöffnung: »Der ist im Medienraum, den hab ich ihm aufgeschlossen«, piepst sie.

Ich atme durch und stelle fest, dass ich viel zu hungrig bin, um Kira eine Standpauke zu halten. Aber ich bin sauer genug, um mich mit Ludi anzulegen, also gehe ich ohne ein weite-res Wort in den ersten Stock, reiße die Tür zum Medienraum auf und donnere los: »Ludolf Schwenke-Großmann, du weißt sehr wohl, dass du den Computer nicht für Ballerspiele nut-zen sollst, oder?« Ludi macht sich nicht die Mühe, sich dem Monitor ab- und mir zuzuwenden, aber immerhin spricht er mit mir:

»Ey, Doki, hast du jetzt grade echt ›Ballerspiel‹ gesagt? Voll peinlich, echt.«

Er schüttelt den Kopf und erschießt ein Dutzend Terroristen mit einer Panzerfaust, was ihm offenbar ein Extra-Leben beschert. Ich werde richtig wütend. Bis zu diesem Level habe ich es bisher nie geschafft. Also muss ich den Jugendlichen auf einer Ebene treffen, auf der ich ihm überlegen bin – der pädagogischen. Ich stelle mich neben Ludi und drücke den verbotenen Knopf am Rechner. Der Bildschirm vor Ludi wird schwarz. Für jemanden, der es bis zum virtuellen General der US Marines geschafft hat, ist Ludis Reaktionszeit erstaunlich lang. Es dauert eine Schrecksekunde, bis er mich anschreit: »Ey, Doki, bist du gestört, oder was? So gehen die Computer kaputt, das sage ich Margret, echt, ich sage ihr das!«

Er springt vom Stuhl auf, sieht mich an und – lacht schallend: »Ha, Doki, willst du dir doch noch einen aufreißen, oder hast du 'nen Zweitjob auf dem Straßenstrich angenommen? Geiles Outfit, echt...«

In solchen Momenten geschieht immer etwas – in mir. Man hört ja oft von Leuten, die nach einer Nahtoderfahrung berichten, dass ihr gesamtes Leben im Schnelldurchlauf an ihnen vorüberlief in dem Augenblick, in dem sie sicher waren, zu sterben. Wenn ich spüre, dass meine Karriere in Lebensgefahr ist, läuft mein gesamtes Studium im Zeitraffer durch meinen Kopf. Es ertönen die Schlüsselsätze aus den Seminaren und den Praktika, die goldenen Regeln wie: »Man muss sich abgrenzen«, »Immer die Kontrolle behalten«, oder auch »Bei Konflikten stets die Ruhe bewahren und zuhören, die Situation nie eskalieren lassen«.

Also halte ich mich davor zurück, Ludolf Schwenke-Großmann am Schlafittchen zu packen, um ihn aus dem Anker zu werfen. Ich nutze auch nicht mein Wissen über seine Biografie, um ihn psychologisch fertigzumachen, sondern greife nur nach seiner Hand und sage: »Komm, Ludi, ist gut jetzt. Lass uns eine rauchen gehen.«

Ludi grinst: »Dachte, du fragst nie.«

Er legt seinen Arm um meine Taille, und wir beide hüpfen die Treppen hinab, raus in den Hinterhof, denn, so Ludi: »Ey, Doki, auf der Straße lass ich mich nicht mit dir blicken, sonst denken die Leute noch, ich wär' dein Zuhälter!«

Ich sauge Teer, Nikotin und hundert andere Zusatzgiftstoffe ein und bin erleichtert, dass ich wieder einmal eine heikle Situation meistern konnte. Der zu betreuende Minderjährige lehnt entspannt neben mir an der Hauswand, er bläst den Rauch brav in die Kellerfenster hinein, damit Margret die verräterischen Wölkchen nicht sehen kann, falls sie durch das Hinterzimmer ihres Büros zufällig auf den Innenhof schaut.

Ludi kann ein Rabenaas sein, aber wenn es drauf ankommt, handelt er instinktiv richtig. Und ganz im Vertrauen: Wenn Ludi nur Unfug anstellen würde, würde ich ihn immer noch gernhaben, und wenn wir ganz ehrlich sind, könnte der Anker gar nicht ohne ihn. Denn Ludi ist unser geschummelter Ausländeranteil. Er ist als Baby aus Korea adoptiert worden, und Gott allein weiß, was das Ehepaar Schwenke-Großmann geritten hat, das arme Ding »Ludolf« zu nennen. Natürlich wurde er dadurch schon im Kindergarten zum Gespött der anderen, und eine der Erzieherinnen dachte tatsächlich bis zu seiner Einschulung, der Junge hieße »Rudolf«, könne aber dank seiner »asiatischen Vorbelastung« den Buchstaben »R« nicht aussprechen. Umso erstaunlicher, dass Ludi in den Anker kommt, um sich freiwillig weiter von sogenannten Pädagogen betreuen zu lassen, aber wenn man ihn besser kennenlernt, weiß man, warum: Hier kann man umsonst Kickern und Tee trinken, außerdem finden die Mädels ihn süß. Alle Mädels, die Sozialarbeiterinnen eingeschlossen. Und Ludi weiß um seine Herzensbrecherqualitäten. Jetzt gerade zieht er seine Johnny-Depp-Nummer ab, stellt den Kragen seiner Lederjacke hoch

und schenkt mir den Blick, der Praktikantinnen dazu bringt, Computerräume aufzuschließen: »Doki, sag mal ehrlich«, hebt mein indirekter, fünfzehnjähriger Arbeitgeber nun an, »wenn ich zehn Jahre älter wäre, dann hätte ich doch eine Chance bei dir, oder?«

Ich schüttele energisch den Kopf, um so mein Lächeln zu verwischen: »Mindestens zwölf Jahre älter, und zwanzig Zentimeter größer müsstest du auch sein.«

Bevor Ludi mich nach dieser Steilvorlage unterbrechen kann (»Ey, Doki, ich hab' locker zwanzig Zentimeter«), führe ich weiter aus, warum es nie etwas zwischen mir und meinem Schutzbefohlenen werden wird: »Außerdem solltest du jede Menge Kohle verdienen, und zwar auf ehrliche Weise. Abgesehen davon hängst du mir zuviel vor dem Computer rum und bist mir eindeutig zu wehleidig. Du suchst die Schuld für deine Fehler immer bei anderen, und ...«

Ludi sieht mich an, als wäre ich nicht ganz dicht, und mir wird schlagartig klar, dass ich jetzt gerade eine Grenze überschritten habe, wahrscheinlich aufgrund akuter Unterzuckerung, also füge ich nur noch hinzu: »Du bist einfach nicht mein Typ, sorry.«

Ludi nickt langsam, und klopft mir beruhigend auf die Schulter: »Äh, Doki, war nur ein Scherz, okay?«

Ich nicke, noch langsamer, Ludis Ton bereitet mir Sorge:

»Und, hey, falls du mal reden möchtest, so über deine Gefühle oder deinen idiotischen Exfreund, ich bin immer da, das weißt du, oder?« Das anschließende Zwinkern hätte er sich sparen können, aber das Weglaufen im selben Moment war ein schlauer Schachzug von ihm.

»Du Arschloch«, rufe ich ihm hinterher, »ich erteile dir Hausverbot, echt!«

»Danke für die Kippe«, höre ich Ludi noch durchs Treppen-

haus rufen, und will ihm schon zum Café folgen, aber da höre ich wieder die Stimme einer höheren Macht:

« Doris, kannst du mal *bitte* zu mir hochkommen?«

»Klar, Margret, klar«, nuschle ich, drücke die Zigarette aus und laufe so rot an, wie Kira es wahrscheinlich im selben Moment im Café tut, denn als ich die Treppe hochflitze, kann ich noch hören, wie Ludi zu ihr sagt: »Wenn ich nur *fünf* Jahre älter wäre, wie wäre es dann mit uns?«

Hoffentlich arbeite ich noch so lange hier, bis ich ihm tatsächlich Hausverbot erteilen kann. Wegen Altersdiskriminierung.

Mein Plan von heute Morgen hat halbwegs hingehauen. Ich bin leicht angetrunken, habe aber weder Baguette vorbestellt noch Katjas Lieblingsbettwäsche gewaschen. Dazu hätte ich ja von der Arbeit aus erst einmal wieder zu mir nach Hause gehen müssen, aber ich habe es nur bis zu meinem Therapeuten geschafft. Der sitzt auf einem Barhocker hinter der Theke und poliert Gläser, während ich ihm mein Herz ausschütte:

»Ich weiß nicht, Toddy, irgendwie kommt es mir so vor, als würden die mich bei der Arbeit verarschen«, vertraue ich ihm an, und Toddy nickt mit düsterer Miene: »Ja, Raphael hat sich neulich geweigert, mir das Taxi zu bezahlen.«

Toddy hat keine klassische Ausbildung genossen, weder als Barkeeper noch als Psychotherapeut. Dafür ist sein Honorar bescheiden, allerdings bekommt er das mit dem Zuhören noch nicht so richtig hin. Wenn man ihm ein Stichwort gibt, redet er die meiste Zeit selber, so auch jetzt: »Doki, ich meine, es war fünf Uhr morgens, keine Bahn fuhr mehr, und ich war stockbesoffen. Und als ich Raffi dann geweckt habe, meinte er, es gibt kein Taxigeld! Was stellt der sich vor, dass ich in der Küche schlafe?«



Katinka Buddenkotte

**Betreutes Trinken**

Roman

ORIGINALAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 384 Seiten, 13,5 x 21,5 cm  
ISBN: 978-3-8135-0509-2

Knaus

Erscheinungstermin: Oktober 2012

Auch wer zwischen allen Stühlen sitzt, kann noch vom Barhocker fallen

Doris Kindermann, Anfang dreißig, arbeitet in einem Kölner Jugendzentrum (für Doris »das Brüssel für Diplomsozialarbeiter«). In dem gibt es nichts außer überangepassten Teenagern und Ärger über die Kollegen. Als Ausgleich kehrt Doris immer öfter in ihrer Stammkneipe »Dead Horst« ein, um sich den schwer erziehbaren Erwachsenen zu widmen: dem stets genervten Barkeeper Toddy, dem schwermütigen russischen Ex-Olympioniken Vladimir und nicht zuletzt ihrer besten Freundin Katja sowie ihrem Noch-Ex-Freund Gunnar. Doris will allen helfen – und scheitert gnadenlos. Endlich mal kein fröhlich-frecher Frauenroman, sondern eine mit brillantem Witz erzählte Achterbahnfahrt zwischen Schwerenötern, Schwermut und Schwermetall.